

# Łukasz Dębski

## MEIN SCHRANK-CAFÉ »VOM TEPPICH«

In dem Mietshaus, in dem sich mein Schrank-Café befindet, hat einmal der Papst gewohnt. In Krakau fehlt es nicht an Leuten, die behaupten, dass gerade in ihrem Haus einmal der Papst gewohnt hat, und, so komisch das klingt, viele mögen recht haben, denn in jungen Jahren ist der Papst oft umgezogen – wie ein Amerikaner, wenn man das so sagen darf. Aber egal, in unserem Haus hat er auf jeden Fall gewohnt. Nicht weit von dem Haus (in dem der Papst gewohnt hat) ist der Feldanger, die Błonia, die größte städtische Rasenfläche Europas, auf der auch der Papst immer wieder gesprochen hat, und davon gibt es Aufzeichnungen.

Mit meinem Glauben an Gott sieht es nicht gut aus. Auf einem ganz anderen Blatt steht, dass es zu viele Versuchungen auf der Welt gibt und ich einen schwachen Charakter habe.

Als ich ein zehnjähriger Lausbub war, sah alles noch ganz anders aus: In der Messe saß ich immer in der vordersten Reihe, ich bohrte nicht in der Nase und ließ auch nicht aus Juxerei Pupse, denn der himmlische Solotenor meines Großvaters Stanisław, der den Chor leitete, bestärkte mich in meinem Entschluss, keinen Wodka anzurühren, auch kein nacktes Flittchen und sicherheitshalber auch kein bekleidetes, keine Zigaretten und, bah, schon gar nicht den Joystick.

Ja, ich war damals so ein richtiger Anführer der Rechten, ein unerschütterlicher Kreuzträger, ein verbissener Mudschahedin Christi, derart penetrant, dass meine Mutter vor mir auf den Balkon flüchten musste, wenn sie eine *Sport* rauchen wollte. Mit der Zeit hielt ich es, wie viele meiner Kollegen von damals, mit meinen Vorsätzen nicht mehr aus. Soweit ich weiß, hat es keiner von ihnen ausgehalten.

Aber was liefere ich hier für eine Introduction ab? – fragt ihr. Was für Einleitungen, wo ich doch sonst eigentlich sofort zur Sache komme und ohne Naturschilderungen gleich loslege.

Diesmal ist es anders, weil man über die Verwandlung von Wasser in Wein und das, was dann kam, mit Ehrfurcht sprechen muss, man muss tief Luft holen und den Anlauf entsprechend verlängern, denn die Geschichte, die ich erzähle, ist eine echte Delikatesse.

Der Tag war so wie sonst auch: Ich öffnete die Fensterläden, machte sauber, der Straßensprenger des städtischen Fuhrparks kam angefahren und das war dann auch schon alles. Bis zum Mittag kam kein einziger verdammter Kunde, nicht mal irgendein Langweiler, ich hätte alles verkraftet. Gleich schlägt der Blitz ein und er sieht eine komische Wolke, denkt ihr, oder: Aus der Wohnung des Papstes springt ein Typ, der die Dächer teert. Aber nein, nichts dergleichen, leider. Dieser Tag war auf schmerzliche Weise nor-

mal wie der Schuldeneintreiber, wie der Pullover aus Wolle, der irgendwie angenehm ist, aber eben doch kratzt.

Der Blitz schlug nicht ein, der Typ, der die Dächer teert, goss sich bestimmt sein Kännchen im Glas auf, in das Café jedenfalls trat ein ruhiger, normaler Mann, der nichts mit dem Teeren von Dächern zu tun hatte und vielleicht nur insofern eigenartig war, als er Eric Clapton ähnlich sah, genau die gleiche Brille trug und eine frappierend ähnliche Frisur hatte.

Er bestellte ein großes Pils, setzte sich an die Bar und ließ was los übers Wetter oder die Niederlagen von *Cracovia*, also der übliche Vorspann, normal, banal. Er war über die Maßen elegant, geschneigelt, als Name hätte Charles zu ihm gepasst, aber er hieß Karol. Pan Karol ging, wie das an der Bar so ist, im Lauf der Zeit aus sich heraus (also gar nicht englisch), allerdings ließ sich an seinen Händen, seiner Erzählung und seinem Gesicht schnell ablesen, dass es in seinem langen Leben diverse beschissene Pausen gegeben hatte.

Er holte tief Luft und fing an zu reden. Seine Erzählung gehört zu jenen, bei denen Blut und Lymphe nachher die Zusammenarbeit verweigern.

Die Geschäfte, mit denen Pan Karol sich abgegeben hatte, lassen sich nicht alle aufzählen. In den neunziger Jahren verquickte er gekonnt seine Tätigkeit als Schmuggler mit seiner Arbeit als promovierter Mitarbeiter des Instituts für Soziologie der Jagiellonen-Universität. Er hätte so weiter Prüfungen abgenommen und geschmuggelt, geschmuggelt und Prüfungen abgenommen, wenn sich ihm nicht plötzlich das Geschäft seines Lebens geboten hätte. Ein geheimnisvoller Cousin (Cousins haben in solchen Geschichten in der Regel keine Namen) bot ihm eine Zusammenarbeit auf dem Gebiet der ehemaligen DDR an. In eben diesem Land der Leichtathletik-Meisterinnen hatten die momentan guten Deutschen aus der DDR mit unwesentlicher Hilfe der etwas schlechteren Deutschen aus der BRD begonnen, sich der unstrittig schlechten Soldaten der GUS (früher: UdSSR) zu entledigen. Es war ein Paradies. Jeder, Fritz und Russ, alle, die Zugang hatten, ohne Ansehen der Nationalität, klauten von den ehemals sowjetischen Basen alles, was nicht niet- und nagelfest war, und trugen den ganzen Krempel davon, Möbel, Bilder, Nippes und was sonst noch alles da war, um es anschließend zu Schleuderpreisen auf den Märkten hässlicher deutscher Städte zu verhökern. Und eben dort, auf den Märkten hässlicher deutscher Städte wartete bereits Pan Karol mit seinem namenlosen Cousin, um stracks die frisch geklauten und spottbillig erworbenen Antiquitäten in einen kleinen *Fiat Polski* zu laden, später in einen *Polonez*, noch später in einen *Żuk* und schließlich (auf dem Gipfel des Erfolgs) in einen ausgebeinten, seiner roten Sitze beraubten Bus der Marke *Autosan*, und nach Polen auszuführen. Er multiplizierte ihren Preis mit zehn und bot sie dann mit Erfolg in Krakau an. Das Geschäft lief so gut, dass Pan Karol sich von seiner wissenschaftlichen Arbeit beurlauben lassen musste, worüber er nicht besonders traurig war und die polnische Soziologie auch nicht. Mit der Zeit eröffnete er ein ansehnliches Geschäft in der ulica Zwierzyniecka, zwei Schritte von meinem Schrank-Café entfernt; dort war früher ein bekannter Tapezierbetrieb gewesen. Pan Karol konzentrierte sich auf den Handel mit Teppichen und Läufern sowohl türkischer wie persischer Herkunft, wo die Russen doch schon immer eine Schwäche

für solide Handarbeit hatten. Das waren goldene Jahre für ihn. Zusammen mit seinen alten Bekannten vom Hinterhof, den etwas liederlicheren Kollegen von der Uni und den verschiedensten interessanten Damen veranstaltete Pan Karol solche Gelage, dass es ihm selbst dann nichts helfen würde, wenn die Felicjaner-Schwestern bis ans Ende ihres Lebens für sein Seelenheil beten würden. Er feierte bis zum geht nicht mehr, jeden Samstag badete er in schäumendem Roséwein, für seine Privatsammlung kaufte er ein angeblich verschollenes, niemandem bekanntes Bild Soutines.

Und was ist daran so unglaublich?, werdet ihr fragen. Der Heilige Geist hätte auf die Erde niederfahren oder es hätte wenigstens eine Bekehrung stattfinden sollen, und jetzt das? Den Finanzminister austricksen ist nun wirklich nicht besonders originell. Langsam, langsam, sage ich euch, eine Bekehrung wird es geben und vielleicht auch eine Niederkehr.

Wie alles, was im Leben außergewöhnlich sympathisch ist, musste auch das Karolsche Geschäftemachen einmal ein Ende haben. Eines Tages bot ihm ein zuvor ausgeschnüffelter russischer Oberst eine echte Rarität an: einen phantastischen, alten Perserteppich aus der Gegend von Bidjar in Kurdistan. Der Teppich stammte vom Beginn des siebzehnten Jahrhunderts aus der Zeit, als Schah Abbas I. geherrscht hatte und die Kunst der Teppichknüpferei in Persien zu unerhörter Meisterschaft gelangt war. Die sehr gesuchten Teppiche aus jener Zeit waren auf dem freien Markt eine Seltenheit, es gab sie in nur ganz wenigen Museen der Welt, oder an den Höfen von Monarchen und hohen kirchlichen Würdenträgern. Der, den Pan Karol bekommen sollte, stammte aus dem kleinen Dorf Halvai, aus einem Familienbetrieb, der ohne Unterbrechung seit dem sechzehnten Jahrhundert bestand. Es arbeiteten darin ausschließlich Männer, immer in direkter Linie die Söhne des Stammvaters, ab ihrem zehnten Lebensjahr. Die Herren der Firma hatten klare Grundsätze: Sie lieferten jährlich nur drei Teppiche, immer in den gleichen Maßen von 300 x 500 cm.

In der arabischen Welt war das so etwas wie die Uhren von Patek Philippe oder die Eier von Fabergée, nur zweihundert Jahre älter. Pan Karol, ein Experte seines Fachs, spürte, mit welcher Klasse von Ware er es hier zu tun hatte. Für alle Fälle prüfte er nur, ob es sich nicht um ein indisches Imitat handelte, doch alles war in bester Ordnung: Der Teppich hatte ein außergewöhnliches Haar, war sehr dick, steif und fest und doch so biegsam, dass er sich problemlos aufrollen ließ. Er trug das berühmte Herati-Motiv, das viele Weber aus jener Zeit in ihren Arbeiten verwendeten: Um das charakteristische Medaillon waren blaue Tier- und Pflanzenmotive auf elfenbeinfarbenem Fond abgebildet. Auch von der Technik her (bei der eigentlich jeder Stümper, der meinte, das ließe sich nachahmen, auf die Nase fiel) war der Teppich erstklassig: Sehr dichte Wolle bildete das Gewebe, die Basis und die Fäden waren aus Baumwolle, und dann das Wichtigste, die wirklich übernatürliche Eigenschaft: über 350 Knoten pro Quadrat Zoll.

Ja, ja, Pan Karol wusste, was das für eine Rarität war. Leider wusste es der Russe auch, sodass man einiges Hirnschmalz brauchte, um die Knete und einen sicheren Transportweg zu finden. Durch intensivsten Einsatz gelang es Pan Karol, nicht nur für Knete und Transportweg zu sorgen, sondern auch, was besonders wichtig war, einen Käufer in Krakau zu finden. Er erledigte alles bis ins letzte Detail und blieb dem Russen nichts schuldig, doch als er mit seinem Schmuckstück am Wawel ankam, war der Käufer ver-

schwunden. Er war weg, wie Pan Jurek Głośny (von dem noch die Rede sein wird). Fast hätte Pan Karol der Schlag getroffen. Er blieb allein mit einem Teppich, der wer weiß wie viel wert war, mit Schulden und wer weiß was sonst noch für Verpflichtungen gegenüber Bekannten, um erst gar nicht von den Heerscharen persönlicher Freundinnen zu sprechen, die dauernd nach was zu futtern schrien.

Er musste sich finanziell furchtbar abzappeln, um aus der Sache überhaupt lebend wieder rauszukommen. Pan Karol fing schleunigst an, die Ware in seinem Geschäft abzustößen und Bargeld anzuhäufen, indem er eine seinen Schuldnern gegenüber unangenehm entschiedene Haltung mit dem schmerzlichen Verkauf der schönsten Teppiche an Leute verband, die nicht im Geringsten zu würdigen wussten, was sie da bekamen, Parvenüs mit Siegelringen an den Fingern und Kuhmist unter den Nägeln.

Mit Mühe schaffte er es, wieder an die Oberfläche zu kommen. Sein Laden schrumpfte zusammen, er selbst schrumpfte innerlich zusammen, um erst gar nicht davon zu sprechen, um wie viel seine Lustbarkeiten schrumpften, an die er gewohnt war.

Nur ein paar seiner treuesten Freunde und ein paar seiner treuesten Freundinnen blieben bei ihm. Pan Karol hatte seinen Laden nicht mit großem Hallo eröffnet, deshalb wollte er ihn jetzt wenigstens mit großem Hallo schließen. Er lud aus diesem Anlass eben jene allertreuesten Freunde beiderlei Geschlechts ein, bereitete Partyspießchen vor, Hering auf kaschubische Art und es ging los. Zuerst etwas schwerfällig, später schon dynamischer, schließlich drückten sie das Gaspedal durch und jagten dahin, was das Zeug hergab.

Um Mitternacht lud der Hausherr die Gäste in den Verkaufssalon, wo er ihnen die Improvisierung einer kleinen Vorführung in Aussicht stellte. Im Salon wartete bereits Pan Karols Assistentin in arabischer Gewandung; bekanntlich gelingen Improvisationen am besten, die zuvor einstudiert wurden. Die arabische Assistentin mit dem altarabischen Namen Monika (privat Schülerin einer Kosmetikfachschule), die einen Bauchtanz im Rhythmus orientalischer Musik mit Räucherstäbchen im Hintergrund darbot, inszenierte eine spektakuläre Vorstellung des kostbaren Teppichs aus der Manufaktur in Halvai (350 Knoten pro Zoll). Es war in der Tat eine Ironie des Schicksals, dass dieses schöne und kostbare Stück anstatt ihn auf die Gipfel finanzieller Unabhängigkeit zu heben, Pan Karol in den beklemmenden Abgrund desperater Verschuldung stürzte. Doch alles Schlechte hat auch sein und so weiter, jedenfalls kam es so wenigstens zu einem netten Beisammensein, und noch mehr Gutes sollte folgen.

Die Gäste sperrten in gebührender Ehrfurcht ihre Münder auf und betasteten die kostbaren Fäden, die Assistentin schlängelte sich im Tanz, als lebte sie seit ihrer Geburt in Teheran, und Pan Karol erzählte, wie poetisch alles begonnen, wie dramatisch es sich weiter entwickelt und wie prosaisch es geendet hatte. Er hätte vermutlich die ganze Nacht so weiter erzählt und die Kollegen in stauende Bewunderung und die nach internationalen Abenteuern lechzenden Kolleginnen in höchste Erregung versetzt, wenn nicht etwas Unvorhergesehenes, in seiner Regelmäßigkeit jedoch unendlich Lästiges, passiert wäre, was schon oft die Entwicklung eines entwicklungsfähigen Festes verhindert hat: Der Wodka ging aus. Leiter der Sause war Pan Karol, also oblagen ihm die Pflichten des Quartiermeisters. Die Freunde (auch daran erkennen wir sie zum Glück) ließen ihn nicht allein in die Nacht hinaus, weshalb der Hausherr eine höchst interes-

te Fortsetzung der Feier vorschlug. Er hatte die Idee, in Anbetracht der warmen Juni-  
nacht, sich mit zusätzlichen Destillaten auszustatten und dann gemeinsam als Gruppe  
zum Feldanger zu gehen. Die Gesellschaft applaudierte, denn dort würde man auch lau-  
ter singen, den Geruch frisch geschnittenen Grases einatmen und vielleicht sogar, wie  
in Jugendjahren, nackt übers Gras tollen können.

Pan Karol beschloss zudem, jenen wertvollen Teppich auf den Feldanger mitzunehmen,  
um auf etwas sitzen zu können, wobei er an die Rheumatiker unter seinen Kollegen  
dachte und an einige Kolleginnen mit ungewöhnlich empfindlichen Popos, die sich beim  
Sitzen auf nacktem Gras würden erkälten können. Vier der Gruppe warfen sich das zu  
einer Röhre gerollte Schmuckstück wie einen Sarg über die Schultern, um mit dem rund  
ein Dutzend zählenden Rest der Gruppe in die dunkle Nacht hinaus zu ziehen, zuerst,  
um Nachschub zu besorgen, und dann, um sich hinaus zum spätabendlichen Picknick auf  
den Feldanger zu begeben.

\*\*\*\*

»In der Frühe platzte mir vor Schmerz der Schädel«, sagte Pan Karol.

»Kein Wunder«, gab ich ihm recht. »Nach so einem Besäufnis...«

»Vielleicht war das wirklich kein Wunder, das Wunder kam erst später... Wissen Sie, der  
wievielte das war?«

»Woher soll ich das wissen?«, antwortete ich kurz angebunden, weil er eine so interes-  
sante Geschichte so unnötig unterbrach.

»Das war exakt am 8. Juni 1997, und gleich werden Sie erfahren, warum ich mich so ge-  
nau an das Datum erinnere. Es war gar nicht der Schmerz in meinem Schädel gewesen,  
der mich aus dem Schlaf riss, sondern vielmehr ein eigenartiger Lärm, Gespräche und  
Gesänge. Obwohl es schon hell war, forderte ich meine Kumpels ganz entschieden auf,  
ruhig zu sein, möglich, dass es ein wenig zu ordinär rauskam, aber keiner sagte etwas,  
und dann merkte ich, dass sie überhaupt nicht mehr da waren, nur ein Fremder rüttelte  
mich an der Schulter und sagte: ›Steh auf, Bruder, der Vater wird gleich erscheinen.«

Ich war überrascht, dass mich jemand in meinem Alter noch mit meinem Vater schre-  
cken wollte, der mich doch schon längst nicht mehr schlug, wenn ich was getrunken hat-  
te, deshalb setzte ich mich auf, rieb mir die verschlafenen Augen und griff nach meiner  
Brille. Meine Begleiter waren schon lange weg, ich kniete mitten auf dem Feldanger  
auf meinem Teppich und traute meinen Augen nicht, weil ich vor mir einen Priester sah,  
viele Priester, Dutzende von Nonnen und jede Menge Menschen.

Bitte schön, ich wache oft unter mehr Menschen auf, als es beim Einschlafen gewesen  
sind, aber das hier?! Das war jetzt wirklich zu viel. Woher kamen all diese Menschen?  
Sie werden nicht glauben, was passiert war: Ich erwachte nach dieser apokalyptischen  
Fete am 8. Juni 1997 auf meinem wertvollen Perserteppich auf dem Krakauer Feldan-  
ger genau zu Füßen des Altars, den man für den Heiligen Vater errichtet hatte, der nun  
gleich mit dem Gottesdienst zur Heiligsprechung der seligen Jadwiga, der Königin Po-  
lens, beginnen würde.

All diese Menschen, Pilger aus dem ganzen Land, waren hier in der Nacht eingetroffen  
und der Rest am frühen Morgen, und jetzt, um zehn Uhr, als der Papst die Messe be-

ginnen sollte, auf die das polnische Volk fast sechshundert Jahre lang gewartet hatte, waren es mit mir zusammen fast anderthalb Millionen.

Ja, ich war dort unter diesen Menschen, ich kniete auf meinem Teppich mitten unter anderthalb Millionen Gläubigen, und bevor mir klar wurde, was geschah, brachte mir eine Nonne einen Stuhl, weil sie bestimmt dachte, da ich meinen Platz so nahe am Altar hatte und dazu noch auf einem eigenen Teppich, ich sei einer von den hohen Tieren und hätte nur aufgrund der schändlichen Unachtsamkeit der Veranstalter nichts, worauf ich mich setzen konnte. Ich beließ sie in ihrem Irrtum.

Die ganze Zeit über saß ich allein, dreißig Meter vom Papst entfernt, und hatte das Gefühl, er spreche ausschließlich zu mir und speziell für mich, als wüsste er von all meinen Patzern, Gemeinheiten und den Dutzenden von Kindern, die keine Ahnung davon hatten, dass es mich gab, vom wiederholt an der Nase herumgeführten Finanzminister, den Lastern, denen ich verfallen war, und den Frauen, die wiederum mir verfallen waren. Als sich die Messe ihrem Ende näherte, buchstäblich ganz zum Schluss, kniff ich die Augen zusammen und schaute mir Johannes Paul II. genauer an, ich kniff die Augen noch fester zusammen und mir wurde so heiß wie nie zuvor und nie mehr danach, denn ich gewann die Überzeugung, dass Johannes Paul II. (und da kenne ich mich nun wirklich aus) auf genau dem gleichen Teppich stand, wie ich einen hatte, auf einem wie in Kaskaden die Stufen herabfallenden alten Perserteppich aus der Hunderte von Jahren zählenden Familienmanufaktur von Halvai in der Region Bidjar. Es war unmöglich und möglich zugleich. Ich erkannte die charakteristischen Knoten (über 350 pro Zoll), den elfenbeinfarbenen Fond, das Medaillon und das Herati-Motiv. Ich weiß nicht, ob es an dem Alkohol lag, den ich getrunken hatte, oder an der Sonne, die über dem Altar stand, oder an beidem zugleich, doch ich dachte, dass dies kein Zufall sein konnte, denn es waren zu viele Zufälle auf einmal. Das alles musste geplant gewesen sein: mein Teppichhandel, der namenlose Cousin, der russische Oberst... Bah, der gesamte Abzug der Hunderttausende von Soldaten der Roten Armee aus dem Gebiet der ehemaligen DDR war, wer weiß, mit Blick auf meine Bekehrung erfolgt.

Ja, damit Sie es wissen, Gott existiert, und ich sage Ihnen noch etwas: Wenn Johannes Paul II. tatsächlich auf so einem Teppich wie dem meinen gestanden hat, dann ist die Wahrscheinlichkeit groß, sehr groß, dass auch Gott der Allmächtige so einen Teppich hat, das heißt, dass wir drei die gleichen Teppiche haben, und das ist dann schon mehr als nur ein Zeichen, das ist ein echtes Wunder.«

## VON DEM, WAS DANN WAR

Die Geschichte von Pan Karol erzählte ich den paar Kunden, die das Café nun schon ziemlich regelmäßig besuchten. Man kommentierte sie ein paar Abende lang bis tief in die Nacht, doch die Menschen wollten nicht recht daran glauben, hatten Zweifel, und auch ich hätte Zweifel gehabt, wenn jemand sie mir erzählt hätte, um Beweise ist es in solchen Momenten immer mager bestellt. Zudem war Pan Karol, dessen Name ich bis ans Ende meines Lebens behalten werde, nur dieses eine Mal ins Schrank-Café gekommen und später nie wieder dort aufgetaucht. Ich hatte viele solcher Geschichten, leider sind mir viele davon für immer entfallen, haben sich unwiederbringlich verflüchtigt wie

das Kleingeld aus der Tasche, und das ist schade, riesig schade, denn oft waren sie der einzige Beweis für die Existenz ihrer Helden.

Am Abend des 2. Aprils 2005 fiel sie mir wieder ein (die Geschichte), als unser *Papa* im Sterben lag und es mir abwechselnd heiß und kalt wurde.

Mir fielen auch die Gespräche wieder ein, als ich nach drei Tagen das Schrank-Café wieder aufmachte, über dem im dritten Stock in der Einundvierzig Karol Wojtyła gewohnt hatte, und uns allen vor Trauer noch immer der Bauch weh tat. Wir erinnerten uns an Sein Leben und das Leben von Pan Karol und an jene merkwürdige Geschichte mit dem Teppich aus der Gegend von Bidjar.

Interessant ist, dass jeder von uns, die wenigen jüngeren (wie Mario und Zenek) und die älteren Gäste (wie der Herr Astronom, der Herr Bezirkspolizist oder Pan Mateusz), wenn er darüber nachdachte, eine schlechte Meinung von sich hatte: Jeder war in seiner Kindheit besser gewesen als jetzt, Gott und diesen Sachen näher, und überhaupt dem guten Benehmen näher, obwohl unsere Mütter uns damals eher als zukünftige Banditen sahen. Es war die lustige Regel, dass sich jeder in seiner Kindheit, egal ob das zwanzig oder vierzig Jahre her war, vorgenommen hatte, als unartiges Kind wenigstens ein guter Erwachsener zu werden, es aber keinem von uns gelungen ist. Die wie eine Sehne gespannten Probleme der Jugend: *ich – Gott – Kosmos*, verloren an Bedeutung, gerieten in Konflikt mit der Linie: *ich – Finanzamt Krakau Stadtmitte*. Die Welt hatte sich so verändert, dass es schon als Beweis für Charakterstärke galt, wenn jemand einer Versuchung nicht erlegen war, während die Zeit verging und verging, und das, zumindest bei einigen, ganz gegen ihren Willen. Es ist schwer, so eine reiße Strömung zu lenken: Der Fluss nimmt an Fahrt zu, zerrt an den Zügeln, tritt hier und da fehl, auch wenn wir es gar nicht wollen, zweigt in wenig passende Betten ab, um dann statt im Meer auf einer Sandbank zu landen, spaziert über weichen, goldenen Sand, die Fischlein schnellen hoch, vergeblich schnappen sie nach Luft, am Ende versickert er. Es ist traurig, dass Absichten so selten in Erfüllung gehen, dass wir zu den Menschen geworden sind, vor denen unsere Mütter uns immer gewarnt haben.

*Aus dem Polnischen von Albrecht Lempp*

»Vom Teppich« ist ein Auszug aus dem Roman »Café Szafé«, Warszawa 2006, S. 18–30.

Copyright © by Łukasz Dębski 2006

Copyright © by Bertelsmann Media sp. z o.o., Warszawa 2006